

## Besitzungs-Preis

In der Hauptredaktion oder den im Stadtgebiet und den Vororten errichteten Verkaufsstellen abzuholt: vierjährlich A 4.50,- bei postmäßiger, englischer Rüttelung und Postz. A 5.00,-. Nach der Post bezogen für Deutschland und Österreich: vierjährlich A 6.00,-. Direkt: täglich Sonntagsausgabe bis Nachk.: monatlich A 7.00.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 7/8 Uhr. Die Nachts-Ausgabe Mittwochabend um 8 Uhr.

## Redaktion und Expedition:

Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochenlang ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis späts. 7 Uhr.

## Filialen:

Otto Stemm's Contin. Alfred Hahn, Universitätsstrasse 3 (Galathia).

Louis Müller,

Schillerstraße 14, port. und Königstraße 7.

## Abend-Ausgabe.

# Leipziger Tageblatt

## und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig,  
des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Nr. 514.

Freitag den 8. October 1897.

91. Jahrgang.

## Politische Tagesschau.

Leipzig, 8. October.

Nachdem der gegen die Flottenverstärkung arbeitenden oppositionellen Presse der Versuch, mit der unbegründeten Wirkung einer angeblich breitflächigen Verdampfung der Brauerei Bevölkerung und Erregung zu erzeugen, in Folge des bald darauf ergangenen Dementis mißlungen war, mußte irgend ein neuer Schlag nach erzielbarer Richtung gesucht werden, dann weil ja nichts so gut gegen erhöhte Ausgaben für die Flotte verwehrt läßt, als das Drabfeste neue Steuern. Es hätte im Interesse der oppositionellen Presse gelegen, wenn sie die Regierung seit der durch den Reichstag im Jahre 1892 erfolgten Ablehnung der Staatsvertrag mit Plänen wegen Erhöhung dieser Steuern droht hätte, und sie fand sich dann auch bald in der „König. Volkszeitung“ der Freude eines Brauereidirektors ein, der aus deutscher Munde gehörte haben wollte, ob sei im Sommer 1893 im preußischen Finanzministerium eine stoffliche Brauerei angearbeitet worden. Der Brauereidirektor selbst hätte erzählt, daß er im Finanzministerium als „Sachverständiger“ gehörte worden sei. Um die ganze Erzählung noch glaubwürdiger zu machen, wurde der Brauereidirektor als „Nationalökonom“ charakterisiert und benannt, der Gewährsmann der „König. Volkszeitung“ hätte noch von anderer Seite erfahren, daß im Sommer 1897 die Brauerei nochmals ausgearbeitet worden wäre, um einen Gesamtstaatsvertrag von 35 Millionen Mark herbeizuführen. Wer dann noch daran zweifeln könnte, daß die Regierung nach den Neuwahlen mit einer neuen Brauereivertrag hervorgetreten wäre, der müßte wohl ein politisches Kind sein. Diesen neuen Ausschreibungen treten heute die „Berl. Polit. Räte.“ mit den folgenden, vom Telegraphen bereits ausführlich mitgeteilten Erklärungen entgegen:

„In den ganzen Erzählungen der „König. Volkszeitung“ ist kein wahres Wort. Es ist einfach erfunden, daß im preußischen Finanzministerium im Jahre 1893 ein Gewinnbruch über die Einführung einer stofflichen Brauerei ausgearbeitet und daß dieser Entwurf noch einmal im Sommer 1897 umgesetzt worden sei. Nun würde aber die Presse in der „König. Volkszeitung“ und „Freisinnige Zeitung“ sofort sagen, daß es dann in einem anderen Jahre der Fall gewesen sei, daß eine andere Brauereiorganisation auf diese gesetzten werden sei. Deshalb beweisen wir auf Grund von authentischen Informationen, daß überhaupt seit dem Jahre 1892 keinerlei Vorbereitungen für eine Reform oder Erhöhung der Brauerei im preußischen Finanzministerium stattgefunden haben, daß auch keinerlei Schätzungen über eine etwaige Wiederholung des früheren Gesetzgebers geplänet worden sind. Obenstehen sind natürlich Sachverständiger über eine stoffliche Erhöhung der Brauerei verzuordnen worden. Tatsächlich die oppositionelle Presse nunmehr von ihrer auf Bevölkerung und Erregung abzielenden Thätigkeit absehen möchte, glauben wir nicht. Bekanntgeworden ist, daß die Regierung der Brauerei einstimmig zugestimmt hat, die Regierung des Hauseibums neuß. S. bereits praktische Folge gegeben hat, der Ansicht nämlich, daß die einfache Aufhebung des Verbotes eine den Gegnern der Sozialdemokratie zu Gunste kommende und daher der Umsturzpartei nachtheilige Wirkung sei, so würde es eines auf die Aufhebung dieses Verbotes zielenden Vorschlags der verbliebenen Regierungen gar nicht bedürfen. Denn dem Baudenkmale liegt ein die Aufhebung ausreichender Reichstagsbeschluß vor. Diesem droht der Baudenkmal einzugestimmen. Die Wirkung der „Berl. Polit. Räte.“ ist also höchst wenigstens incorrect.“

Doch der sozialdemokratische Vortrag des Antrags auf die Aufhebung der Maifazet abnehmen würde, was nach den Ausführungen der sozialdemokratischen Presse vorauszusehen ist, ist auf dem Parteitag noch läufiger gescheitert, als man annahmen konnte, denn außer dem Antragsteller erklärte sich kein einziger „Gegenseite“ untergeordnet für den Antrag, der schließlich zurückgeworfen wurde und nur dadurch durch die Ablehnung durch eine erdrückende Mehrheit entging. Die Pläne sind aber nicht auf der Seite des Antragstellers zu suchen, sondern bei der großen Mehrheit der in Hamburg versammelten Genossen, die eine so notwendige Füge, wie es die Fiktion der Arbeitskreise am 1. Mai ist, vorstellen will. Der Antragsteller Soltész hatte mit Recht bemerkt, daß die sogenannte Maifazet eine Halbwelt sei und immer bleiben werde. Denn entweder müsse man den Freitag erzwingen können, oder man müsse ihn den Samstag lassen. Er wird ganz mit Recht darauf hin, daß man von den Arbeitern nicht erwarten könne, daß sie um eine bloße Demonstration willen ihre Stellung aus-

angeführten Beispiele aber geht davor, was vor allen jüdischen Mittelländern der oppositionellen Presse zu hören ist.“

Daß diese Erklärung auf Verabschiebung des Finanzministers Dr. Miguel erfolgt ist, bestreitet fernerlich wieder die „König. Volkszeitung“, noch Herr Eugen Ritter, der alle für seine zweite langjährige Redaktion des ultraconservativen Blattes mit der Wiederkehr der Glanzzeit in seinen Kreisen zu verbreiten wußt. Aber er und sein Propheta verraten die Unverlässlichkeit der Erklärung anzufreien, weil sie in den „Berl. Polit. Räte.“ erscheint, die nur bin und wieder zu öffentlichen Kundgebungen benutzt werden. Das könnte auch aus dem Grunde geschehen, daß die Sozialdemokratie eben wenig gewollt haben läßt, wie sie leidet genugt, den Verführern zu bestreiten, da es der Verführte nicht hofft werden kann.

Unter dem Titel „The French Army“ beschreibt die neuzeitliche Nummer der englischen Fachschrift „Army and Navy Gazette“ die Formation der vierten Bataillone der französischen Regimenter an der Ostgrenze und kommt zu der Überzeugung, daß im Interesse der Wehrkraft Frankreich dies besser an weniger exponierten Grenzen, z. B. an der Lichten Grenze oder im Norden, gelte. Neuformungen aus diesen vierten Bataillonen seien weniger wert als längst bestehende Regimenter und sollten deshalb nicht gegen den ersten Angriff des Feindes verwendet werden. Ebenso warnt das genannte Blatt die französische Armee vor nach gründlicher Rekrutierung der Dienstzeit in der Front aus ökonomischen Rücksichten zu Gunsten einer größeren Truppenzahl. Wenn man auch vielleicht in Deutschland, trotz des Widerstreits erfahrener Generale, mit zwei Jahren Dienstzeit auskommen könne, so sei der französische Soldatcharakter doch ein anderer als der deutsche, und französische Kavallerie verlangt mehr Zeit und anhaltende Gewöhnung zur Sicherung einer festen Disziplin. Das englische Fachblatt führt dann aus, daß England nicht ohne Angst für Frankreich sei und daß es durchaus nicht in Englands Interesse liege, eine weitere Verkürzung der Kampffähigkeit Frankreichs zu sehen. England und Frankreich hätten keinen Grund, um mit Eifer zu oder durch sich gegenseitig in den Entwicklung der Streitkunst des ersten und der Landkrieg des anderen Staates zu übertragen. Mit Bedauern führt England, daß die abnehmende Bevölkerung von 40 Millionen in Frankreich aufzugehen scheint, nicht mehr läßig zu sein, es mit der zunehmenden 50 Mill. Deutschlands aufzunehmen. Man kann diesen Ausführungen nicht abtreten, daß sie englisch-patriotische Aufschwung in sehr offener Weise niedergegeben. Seit den Zeiten der jungfräulichen Königin hat es für England kein besseres Ziel und keinen größeren Erfolg der Staatskünste gegeben, als wenn die Völker des Kontinentes sich nichtig in den Haaren lügen, sich gegenseitig schwächen und keine Zeit und Freiheit hätten, englisches Thun und Treiben in der Welt zu beobachten. Dann ginge ihre Produktionsfähigkeit und ihr Handel besser, England würde oft Vicarant für Europa und Frieden, sein Handel wuchs, und beim Friedensschluß der erschöpften Gegner war England nicht der Hauptgewinner an Geld und Gut und oft sogar an Land. Ein zu lange schwächer werdendes Frankreich, d. h. ein solches, das nicht mehr die eigenen und dadurch auch die deutschen nationalen Kräfte nur für den nachbarschaftlichen Kampf bereit erhält und dadurch beide

bindet, kann England nichts nützen. Scheint Frankreich einmal etwas nachzulegen in seinem starken Blute auf die Vogezen und sich mehr der Colonisation zu wenden, so erdenken alsdal, wie jetzt, englische Wohnung. Zum Beispiel, als Frankreich 1894 seine Herrschaft auf Madagaskar befreit, äußerte der „Standard“ alsdal, daß England den Wunsch Frankreichs, seine Flagge auch in fernem Weltgegenden zu entfalten, als natürlich und legitim ansiehen müsse, fügte aber hinzu: „Ob diese Erwerbungen auch für Frankreich nützlich sind, ob sie Frankreich gegen seine wirklichen Freunde stärker machen, ist Frankreichs Sache zu beschließen.“

Wie schon telegraphisch aufzeigt, bringt die „Post“ über die verfahrenen Verhältnisse auf Kreta einen anscheinend inspirierten Artikel, in dem es u. a. heißt:

Die Lage auf Kreta ist sich neuerdings in beindruckender Weise verschärft, und die Großmächte scheinen endlich vor die Frage gestellt, wie der immer rücksichtloser betriebene Bergewaltigung der nordostionischen Küstenebene durch die Autoniederschläge standen wollen. Daß sie dazu verpflichtet sind, naddem sie durch seelische Verhandlungen die Errichtung einer autonomen Bevölkerung unter militärischer Oberhoheit übernommen haben, liegt auf der Hand. Durch die bisherigen Missionen ist aber lediglich die Gründung eines Jukades befürwortet worden, der um sehr leicht ist, als die frühere „christliche Missionsschule“. Daß liegt ja nicht länger vor, nachdem es die am der jüdischen europäischen Zappen nicht im Stande sind, die unethische Bevölkerung gegen kulturelle Rücken und Nachbarn der sich durchsetzen zu können. Mit jüdischen Mitteln können die Katholiken das eigentlich Ziel der unter griechischer Hilfe begonnenen Missionsschule auch jetzt noch ohne Schadenland zu erreichen, nämlich die vollständige Vertreibung der Mohammedaner aus Kreta. Diese Belohnungen werden durch die bisherige kriegerische Sollung des europäischen Concerts gegenüber den Inselbewohnern gerade begünstigt, und die Worte „in ihrem guten Rechte“ müssen sie jetzt annehmen, schließend den Griechen, die gegen ihre Unterherrscher in einem der Ostat Europas anstrengtes Schicksal bei etruscanischen Reichen fortwährend berufen, zum Gegenstand diplomatischer Beschlüsse gemacht werden, zum Gegenstand einer diplomatischen Mission erweitert. Mit Bedauern kann man unter dem Namen der Unionen verdeckt beobachten, wie die Wirkung auf die Inselbewohner in der Wichtigkeit übertrumpft, oder man kann nicht länger seine Macht gründen, doch die Tiere an den weiteren Ausdehnung ihrer Macht zu lassen, die nichts Befehls an die Stelle zu legen wissen. Wie die Griechen stehen, dürfen die Großmächte kaum erwarten, ihren Willen, der doch auf die Wahrnehmung der Interessen der türkischen Bewohner Kretas gerichtet ist, ohne Anerkennung ihres Gewalt durchzusetzen in ihnen. Daß ihnen das Leben ihrer Banken für militärische Operationen gegen katholische Gebiete zu schade ist, wird ihnen Niemand vorwerfen. Wer sie haben andere Streitkräfte zur Verfügung — die tapferen Truppen Griechen Balles, die können einen das ehemals drohenden europäischen Konzert von dem Blut der Bürgerlichkeit erneut haben.

In dieser Ausführung ist die vergleichende Lage auf Kreta und die Impotenz des europäischen Intervention drastisch, aber richtig geschildert, nur heißt es, den Tod zum Gütern, wenn man jetzt die Tiere an den weiteren Ausdehnung ihrer Macht gründet und, die nichts Befehls an die Stelle zu legen wissen. Wie die Griechen stehen, dürfen die Großmächte kaum erwarten, ihren Willen, der doch auf die Wahrnehmung der Interessen der türkischen Bewohner Kretas gerichtet ist, ohne Anerkennung ihres Gewalt durchzusetzen in ihnen. Daß ihnen das Leben ihrer Banken für militärische Operationen gegen katholische Gebiete zu schade ist, wird ihnen Niemand vorwerfen. Wer sie haben andere Streitkräfte zur Verfügung — die tapferen Truppen Griechen Balles, die können einen das ehemals drohenden europäischen Konzert von dem Blut der Bürgerlichkeit erneut haben.

„Wo? Was wollen Sie damit machen?“

„Ich werde — — doch will. Ich behalte ihn und damit gut.“

„Meinehthalben kann Sie damit, was Sie nicht lassen können, nur verstehe ich nicht, was Ihnen davon so wichtig erscheinen kann. Sie werden doch nicht etwa Dummkopfe gegenüber dem Grafen Victor machen wollen?“

„Dummkopf? O mein, geniß nicht.“

„Es hätte wirklich keinen Sinn, sich über Sachen zu erfreuen, die nur doch nicht mehr zu ändern sind.“

„Geniß nicht“, wiederholte der Maler gedankenlos und ging an seine Staffelei zusammenzupaden.

„Wollen Sie schon heim? Es ist noch zeitig.“

„Ja. Es schadet nichts. Ich thue ja heute doch nichts mehr.“

„Run, dann auf Wiedersehen morgen, Herr Hartwig!“

„Auf — — hm, Fräulein Manon, ich weiß doch nicht, ob wir uns morgen wiedersehen. Jedenfalls nicht hier.“

„Na, warum denn nicht? Wollen Sie pausieren?“

„Ich — ich werde wohl verzerrt müssen.“

„Verreisen? Wohin denn?“

„Nach Deutschland.“

„Was? Ohne das Bild fertig gemacht zu haben?“

„O ich kann es wohl im Heiligen fertig malen. Ich habe Skizzen und Aufnahmen dazu genug.“

Fräulein Manon sah ihm eine Weile stumm zu, wie er das Bild verpackte, die Staffelei zusammenlegte und schnürte. Es kam ihr vor, als wenn sie eine Dummkopf gemacht hätte.

„Sie sollten mir den Brief Camilla's doch wieder zurückgeben, Herr Hartwig“, sagte sie endlich weiter.

„Nicht um eine Welt!“ antwortete dieser mit einer gewissen Energie.

„Weißt du denn nicht? Was wollen Sie denn damit machen?“

„Richtig. Sie brauchen ihn doch auch nicht, Fräulein Manon.“

„O doch. Für mich ist er ein Andenken an meine arme Schwester.“

„Kann sie sehen. Das ist für mich auch.“

„Aber es ist doch meine Schwester, meine Familie. Und dann — — mit ist, als ob mir der Brief noch einmal nicht

daher, weil er Camilla geflebt und verloren habe. Wie sie dagegen verfallen, konnte er freilich nicht wissen. Er war allerdings mehrere Male an schönen Tagen auf den Friedhof hinausgegangen und hatte dabei einige Blumen auf dem Grab des jungen, schönen und so plötzlich dahingestorbenen Mädchens zurückgelassen. Herr Hartwig hatte keine Ursache, den Jüngling zu berichtigen und so ließ er sie dabei.

„Übrigens“, fuhr Fräulein Manon fort, für die der Maler wohl seine eigene deprehendente Partie gewesen wäre, auch wenn Camilla lebend geblieben wäre, „würde Ihre Mutter zu ihr unterweltlich geblieben sein.“

„Wie soll?“

„Ei, weil sie über Kopf und Argen in den jungen Grafen zu Kreuz verschossen war.“

Der Maler sprang hastig und erregt auf.

„In den Grafen Victor zu Kreuz?“ fragte er lebhaft.

„Natürlich. Eigentlich war ja das auch ihr Tod. Zu jünglerweise bin ich darüber ganz genau unterrichtet, und jetzt kann man wohl darüber reden. Die Sache ist ja vorbei.“

„Sie sprechen in Rätseln, Fräulein Manon. Worüber sind Sie denn unterrichtet?“

„Über das Verhältnis Camillas zum Grafen Victor. Ich weiß, daß Sie sozusagen versprochen waren.“

„Grafen Victor war Ihr Verlobter?“

„Gewiß. Nur der Umstand, daß dem Grafen in Felicia

die Melida eine bessere Partie geboten wurde, verhinderte die Ehe und das war auch der Tod der armen Camilla. Sie fühlte sich betrogen.“

„Vom Grafen Victor?“ fragte der Maler nochmals hastig und aufgeregt.

„Mein Gott, ja doch. Was fanden Sie mich dabei so an, als ob ich das Haupt der Medusa wäre?“

„Und Sie wissen das genau?“

„Ich kann es Ihnen sogar Schwarz auf Weiß zeigen.“

„So kann Sie es doch. Wenn Graf Victor Sie wirklich geküßt und Sie sich verschämt hat, nun — — mein Gott, das wäre ja furchtbar, denn dann ist seine Liebe zu Fräulein de Melida nichts als eine Spekulation, eine schmuglige Rechnung.“

Fräulein Manon zuckte die Schultern und zog aus einem

Vorlesespiele, welches sie in der Tasche trug, ein zusammengefaltetes Blatt Papier, das an den Enden verbrannt und verloht war, als ob es im Feuer gelegen und durch Jusfall oder durch einen raschen Griff wieder herausbefordert worden, ehe es vollständig von der Flamme consumpt war.

„Mein Gott, wie Sie das nennen, Herr Hartwig, ist ja in gleichgültig. Es ist einfach der Lauf des Laufs. Die Leute von heutige wollen sehr wohl, daß sie nicht von der Liebe leben können, sondern von Eßen und Trinken, und das kostet Geld. Das ist der lebte Brief Camillas an den Grafen Victor. Lest Sie ihm und es wird Ihnen klar werden, wie Camilla und Graf Victor zu einander standen. Er ist etwas verblaut. Mama war er mit anderen Papieren kurz vor ihrer Abreise in den Kabinen. Ich kam gerade noch zeitig genug, um das interessante Schriftstück vom fischen Untergang zu retten.“

„Wie kam denn Ihre Mutter dazu?“ fragte der Maler erstaunt und nahm den Brief, um ihn mit großer Vorsicht zu entrollen.

„Wer weiß. Ich glaube, der Brief hat den Behörden vorgelegt werden müssen, um dem Grafen Victor von dem Verdacht zu reinigen, daß er Camilla getötet habe. Wie wissen ja, daß sie sich in dem Zimmer des Grafen Victor erhöhten hat.“

„Mein Gott, das ist ja — —“

„Bon dort mag er meiner Mutter ausgebändigt worden sein.“

Der Maler las den Brief des unglücklichen Mädchens mit einer Erregung und mit einer Ausdrucksfamilie, als wenn es sich um ein neues Evangelium gehandelt hätte. Einzelne Worte und Sätze des Briefes, wie die Stelle: „Deine neuen Göttler haben Dich meinig, vorbereitig, haben Dich feig gemacht — —“, und dann: „— ich bin von Dir getäuscht, betrogen und belogen — — u. s. w., sprach er unwillig laut vor sich hin, als ob sie ihm besonders wichtig, besonders beweisstätig gewesen waren. Endlich brach er in den Ruf aus:

„Das ist eine Süderheit!“

</